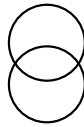

GLEICHNISSE

Was uns die Geschichten von Jesus
über das Leben mit Gott erzählen



JOHN
MACARTHUR

Aus dem Englischen von Martina Merckel-Braun


GerthMedien

*Für meinen treuen Freund Marshall Brackin.
Er lebt das, was in 1. Korinther 16,13–14 steht:
„Wachet, steht im Glauben, seid mutig und seid stark!
Alle eure Dinge lasst in der Liebe geschehen!“*

INHALT

<i>Einführung</i> . Warum lehrte Jesus in Gleichnissen und wie legen wir sie richtig aus?	9
1. Ein bedeutsamer Tag in Galiläa	33
2. Was Jesus darüber sagt, wie Menschen das Wort Gottes aufnehmen	51
3. Was Jesus über den Preis der Nachfolge sagt	81
4. Was Jesus über Gerechtigkeit und Gnade sagt	105
5. Was Jesus über Nächstenliebe sagt	131
6. Was Jesus über die Rechtfertigung durch den Glauben sagt	159
7. Was Jesus über Treue sagt	195
8. Was Jesus über die Klugheit der Schlangen sagt	217
9. Was Jesus über Himmel und Hölle sagt	239
10. Was Jesus über ausdauerndes Beten sagt	263

<i>Anhang</i> . In Geschichten verpackte Wahrheit – Der objektive Sinn einer Erzählung	281
Danksagung	297
Verzeichnis der Bibelstellen	299
Anmerkungen	309



5

WAS JESUS ÜBER NÄCHSTENLIEBE SAGT

Denn das ganze Gesetz ist in einem Wort erfüllt, in dem:
„Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“

GALATER 5,14

Die dramatische Geschichte vom barmherzigen Samariter, die uns in Lukas 10,30–37 überliefert wird, ist eines der beliebtesten und interessantesten Gleichnisse Jesu. Es ist so bekannt, dass es *das* Bild für großzügige, opferbereite Liebe ist. Jemanden einen barmherzigen Samariter zu nennen ist ein großes Kompliment. Aber gerade die Tatsache, dass dieses Gleichnis uns so vertraut ist, kann uns zu der Annahme verleiten, dass wir die Geschichte besser kennen, als das tatsächlich der Fall ist. Viele Menschen denken, sie wüssten genau, worum es in der Geschichte geht und was sie uns lehren soll, aber die meisten von uns begreifen genau das nicht.

Die Geschichte vom barmherzigen Samariter ist viel mehr als nur eine Aufforderung, den Bedürftigen zu helfen. Man macht es sich viel zu einfach, wenn man sagt, es sei Jesus hauptsächlich darum gegangen, dass wir nett zu Fremden sein sollen. Nein, er hat diese Geschichte erzählt, um zu verdeutlichen, wie wenig es uns allen gelingt, das zu tun, was Gottes Gesetz tatsächlich von uns verlangt. Er erklärt, *warum* all unsere guten Werke und religiösen Verdienste niemals genug sind, um Gottes Gunst zu gewinnen. Er zeigt, was das Gesetz wirklich von uns fordert – und zerschlägt damit die Hoffnung übereifriger religiöser Menschen, die denken, sie könnten sich das ewige Leben verdienen, indem sie die rabbinischen Traditionen minutiös einhalten, gleichzeitig aber alle möglichen Wege ersinnen, um die wirklich wichtigen Regeln und die unangenehmen Stellen der Bibel zu umgehen.

Der wahre Sinn des Gleichnisses wird deutlich, wenn wir auf den Kontext achten, in dem es steht. Jesus erzählte dieses Gleichnis einem pedantischen Schriftgelehrten, dem die wahre Bedeutung von Gottes Geboten völlig entging. Stattdessen verwickelte er Jesus in eine haarspalterische Debatte über den Begriff „Nächster“.

Eine scheinheilige Frage

Während seines galiläischen Dienstes (in dem Gebiet, in dem er aufgewachsen war) sah sich Jesus unablässig dem Widerstand wichtiger religiöser Führer und ihrer Anhänger ausgesetzt. In Lukas 10 wird berichtet, dass er siebzig seiner Jünger auf einen letzten Missionseinsatz schickte, um die Gute Nachricht in die galiläischen Städte zu tragen. Er wusste, dass auch seine Jünger auf viel Gegenwind stoßen würden. Darum wies er sie an:

Wenn ihr aber in eine Stadt kommt und sie euch nicht aufnehmen, so geht hinaus auf ihre Straßen und sprecht: Auch den Staub aus eurer Stadt, der sich an unsre Füße gehängt hat, schütteln wir ab auf euch. Doch sollt ihr wissen: das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen. Ich sage euch: Es wird Sodom erträglicher ergehen an jenem Tage als dieser Stadt. Lukas 10,10–12

Dann machte Jesus ein paar harsche, verurteilende Aussagen über drei bestimmte Städte, in denen er während seines frühen galiläischen Dienstes bereits ziemlich viel Zeit verbracht hatte: Chorazin, Betsaida und (am wichtigsten) Kapernaum, die Heimatstadt vieler seiner Jünger (Lukas 10,13–16). Die scharfe Verurteilung jener Städte gehört zu den härtesten Aussagen, die Jesus jemals von sich gegeben hat.

Wie zu erwarten war, verärgerte dieser kurze prophetische Diskurs die religiösen Führer, die ihm ohnehin schon Widerstand entgegenbrachten, noch mehr. An diesem Punkt trat ein Schriftgelehrter vor und stellte Jesus eine Frage zum Thema „ewiges Leben“ – alles in der Absicht, ihn in eine Falle zu locken oder in eine peinliche Situation zu bringen.

Lukas berichtet: „Und siehe, da stand ein Schriftgelehrter auf, versuchte ihn und sprach: Meister, was muss ich tun, dass ich das ewige Leben ererbe?“ (Lukas 10,25). Die Bibel weist ausdrücklich darauf hin, dass der Mann Hintergedanken hatte. Hier haben wir es nicht mit einer ehrlichen Frage von jemandem zu tun, der tatsächlich etwas lernen wollte. Hier geht es um eine Herausforderung oder eine List. Der Mann wollte Jesus eine Falle stellen oder ihn aufs Glatteis führen, indem er ihn vor ein moralisches Dilemma stellte, auf das es seiner Ansicht nach keine eindeutige Antwort gab. Und das war nur die erste von einer Reihe von Fragen, die der Schriftgelehrte ihm zu stellen plante, und (wie wir gleich sehen werden) es ist klar, worauf

er hinauswollte. Er wollte Jesus in eine peinliche Situation bringen, seine eigene vermeintliche Überlegenheit zur Schau stellen und die Menge mit seinen theologischen Spitzfindigkeiten beeindrucken.

Trotz seines niederträchtigen Motivs ist die erste Frage, die er stellte, eine gute Frage. Es ist in der Tat die wichtigste Frage, die je gestellt oder beantwortet wurde, und sie beschäftigte viele der Menschen, die zu Jesus kamen, um von ihm zu lernen. Genau diese Frage trieb auch Nikodemus um, als er im Schutz der Dunkelheit zu Jesus kam (Johannes 3). Es ist dieselbe Frage, die der reiche Jüngling ansprach (Matthäus 19). Diese Frage wurde Jesus oft gestellt und sie taucht an verschiedenen Stellen in den Evangelien auf.

Das Alte Testament versprach den Menschen ewiges Leben, ein nie endendes Königreich, in dem die wahren Gläubigen in der Gegenwart Gottes leben und alle göttlichen Verheißungen sich erfüllen würden. Jesus selbst sprach oft über das ewige Leben, weil dies die zentrale Verheißung des Evangeliums war und weil er auf die Erde gekommen war, um genau diese Botschaft zu verkünden: „... damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben“ (Johannes 3,16). Er sagte Dinge wie: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, auch wenn er stirbt; und wer da lebt und glaubt an mich, der wird nimmermehr sterben“ (Johannes 11,25–26); „Wer aber von dem Wasser trinken wird, das ich ihm gebe, den wird in Ewigkeit nicht dürsten, sondern das Wasser, das ich ihm geben werde, das wird in ihm eine Quelle des Wassers werden, das in das ewige Leben quillt“ (Johannes 4,14). Und: „Wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen“ (Johannes 5,24) und so weiter.

Die meisten Juden hatten von ihren Rabbis gelernt, dass ihre Abstammung, ihre Beschneidung, ihre religiösen Zeremonien und

Traditionen die Kriterien waren, die sie für das himmlische Königreich qualifizierten. Aber offensichtlich nagte an vielen noch ein gewisses Gefühl der Unsicherheit, sodass Jesus diese Frage immer wieder gestellt wurde. Sie ahnten trotz ihrer ethnischen und religiösen Qualifikationen und ihrer gewissenhaften Frömmigkeit, dass sie das Gesetz nicht wirklich erfüllten, sondern nur den Schein wahrten. Ihr Gewissen verriet ihnen, dass sie nicht würdig waren, im Reich Gottes zu leben.

Diesmal beantwortete Jesus die Frage mit einer Gegenfrage. „Er aber sprach zu ihm: Was steht im Gesetz geschrieben? Was liest du?“ (Lukas 10,26). Wörtlich: „Wie verstehst du das, was da steht?“ Jesus bezog sich auf die *Keriat Schema*, das tägliche laute Lesen von 5. Mose 6,4–5: „Höre, Israel, der Herr ist unser Gott, der Herr allein. Und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft.“

Der Schriftgelehrte antwortete Jesus, indem er aus dieser Schriftstelle zitierte und dann noch die zweite Hälfte von 3. Mose 19,18 hinzufügte. „Er antwortete und sprach: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüt, und deinen Nächsten wie dich selbst“ (Lukas 10,27). Das war eine perfekte Zusammenfassung der moralischen Forderungen des Gesetzes. Es ist genau dieselbe Antwort, die Jesus bei einer anderen Gelegenheit gab (Matthäus 22,37–40), als ein Schriftgelehrter ihn gefragt hatte: „Meister, welches ist das höchste Gebot im Gesetz?“ (Vers 36). In diesem Zusammenhang sagte Jesus selbst, dass 5. Mose 6,5 („Du sollst ... Gott lieb haben von ganzem Herzen“) das größte und wichtigste Gebot sei und 3. Mose 19,18 („Du sollst ... deinen Nächsten [lieben] wie dich selbst“) das zweite, das ihm an Bedeutung beinahe gleichkomme. Dann fügte er hinzu: „In diesen beiden Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten“ (Matthäus 22,40).

Natürlich lassen sich, wie wir schon gesehen haben, die Zehn Gebote in diese beiden Kategorien einordnen. Die Gebote eins bis vier erläutern, was es beinhaltet, Gott zu lieben und ihm die Ehre zu erweisen, die ihm gebührt. Das fünfte bis zehnte Gebot führen aus, wie wahre Nächstenliebe aussieht. Daher lassen sich alle moralischen Gesichtspunkte des Gesetzes in diesen beiden einfachen Geboten zusammenfassen. Der Schriftgelehrte aus Lukas 10 hat es vollkommen richtig erkannt: „Liebe Gott von ganzem Herzen und liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“ Wenn wir diese beiden Gebote jederzeit hundertprozentig befolgen würden, bräuchten wir keine anderen Regeln. All die anderen Gebote – all die Verhaltensregeln im mosaischen Bund – erklären nur im Detail, was es konkret bedeutet, Gott und seinen Nächsten zu lieben.

Daher sagte Jesus zu dem Schriftgelehrten: „Du hast recht geantwortet“ (Lukas 10,28). Dann setzte er hinzu: „Tu das, so wirst du leben.“ *Du willst ewiges Leben? Halte das Gesetz ein.*

Das erinnert an die Antwort, die Jesus dem reichen Jüngling gab. Jesus bezieht sich bei seiner Antwort nicht auf die Botschaft des Evangeliums, sondern auf das Gesetz. An anderer Stelle heißt es aber in der Bibel: „Kein Mensch wird jemals vor Gott bestehen, indem er die Gebote erfüllt. Das Gesetz zeigt uns vielmehr unsere Sünde auf“ (Römer 3,20; Hoffnung für alle). In der Tat scheint die Antwort Jesu auf den ersten Blick dem Kerngedanken des Evangeliums zu widersprechen: „Doch weil wir wissen, dass der Mensch durch Werke des Gesetzes nicht gerecht wird, sondern durch den Glauben an Jesus Christus, sind auch wir zum Glauben an Christus Jesus gekommen, damit wir gerecht werden durch den Glauben an Christus und nicht durch Werke des Gesetzes; denn durch Werke des Gesetzes wird kein Mensch gerecht“ (Galater 2,16).

Was ist hier los? Warum hat Jesus diesem Mann nicht das Evangelium verkündet, sondern ihn auf das Gesetz hingewiesen?

Ein hartes Herz

Jesus hielt diesem „Gesetzesexperten“ einfach den Spiegel des Gesetzes vor, um ihm bewusst zu machen, dass das Gesetz ihn verdammt. Wenn der Schriftgelehrte ein ehrlicher Mann gewesen wäre, hätte er zugeben müssen, dass er Gott *nicht* so liebte, wie er sollte; er liebte noch nicht einmal seine Mitmenschen so, wie er es sollte. Dieser Mann, dessen Lebensinhalt es gewesen war, das Gesetz Gottes zu studieren, hätte durch die Botschaft des Gesetzes zerbrochen sein müssen. Ihm hätte zutiefst bewusst sein müssen, dass er vor Gott nicht bestehen konnte. Er hätte reumütig, zerknirscht und demütig sein müssen. Seine nächste Frage hätte etwa folgendermaßen lauten müssen: „Ich weiß aus bitterer Erfahrung, dass ich noch nicht einmal die grundlegendsten Gebote halten kann. Wie kann ich da gerettet werden?“

Stattdessen löschte er das Feuer seines Gewissens mit dem Wasser selbstgerechten Stolzes: „Er aber *wollte sich selbst rechtfertigen* und sprach zu Jesus: Wer ist denn mein Nächster?“ (Lukas 10,29; Hervorhebung des Autors).

Er wollte seine Mitmenschen davon überzeugen, dass zwischen ihm und Gott alles in Ordnung war, obwohl er vermutlich wusste, dass das nicht der Fall war. Er wollte die fromme Fassade aufrechterhalten. Das war das zentrale Problem mit den Schriftgelehrten, Pharisäern und anderen selbstgerechten religiösen Eiferern, die Jesus ständig herausforderten. Sie hielten sich selbst für ach so fromm und sahen auf die anderen herab (Lukas 18,9). Ihnen hielt Jesus vor: „Ihr versteht es meisterlich, euch vor den Menschen großartig darzustellen. Ihr vergesst dabei nur eines: Gott kennt euch durch und durch“ (Lukas 16,15; Willkommen daheim). Um es mit Paulus zu sagen: „Da sie Gottes Gerechtigkeit nicht erkannten und ihre eigene aufzurichten trachteten, haben sie sich der Gerechtigkeit Gottes

nicht unterworfen“ (Römer 10,3; Elberfelder). Dieser spezielle Gesetzesgelehrte war verzweifelt darum bemüht, in den Augen anderer gut dazustehen, ungeachtet dessen, was Gott von ihm hielt.

Statt also die Frage zu stellen, zu der die Antwort von Jesus ihn hätte veranlassen sollen, fragte er: „Wer ist denn mein Nächster?“ (Lukas 10,29).

Beachten Sie bitte als Erstes, dass er den Teil, in dem davon die Rede war, dass er Gott von ganzem Herzen, mit seiner ganzen Seele, mit seinem ganzen Verstand und seiner ganzen Kraft lieben sollte, einfach übersprang. Stattdessen wollte er eine Diskussion darüber vom Zaun brechen, wer der Definition nach unser Nächster ist. Denn 3. Mose 19,18 („Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“) wurde, wie Jesus an anderer Stelle sagt, von den Rabbinern und auch von den israelitischen Bürgern so ausgelegt: „Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen“ (Matthäus 5,43). Das nimmt dem Gebot alle Schärfe, denn wenn man seinen Feind hassen darf, kann man sich der Verpflichtung, jemanden zu lieben, einfach dadurch entziehen, dass man ihn zu seinem Feind erklärt. Nach dieser Auslegung ist man weder gesetzlich noch moralisch dazu verpflichtet, irgendetwas zu lieben, den man nicht wirklich lieben will.

Es liegt auf der Hand, worauf dieser Schriftgelehrte hinauswollte. Er wollte Jesus in eine belanglose Debatte darüber verwickeln, wer ein Nächster ist und wer nicht. Er dachte, er könnte „sich selbst rechtfertigen“, wenn er Jesus auf die traditionelle Deutung festlegen konnte, dass ein Feind nicht als „Nächster“ anzusehen war.

An diesem Punkt hätte Jesus ihn einfach wegschicken können. Er hätte sagen können: „Ich sehe, dass du nicht ins Reich Gottes kommen wirst“, dann hätte er einfach mit dem Lehren fortfahren können. Er hätte ihn dort in seinem selbstgerechten Stolz stehen lassen können. Aber Jesus begegnet diesem starrsinnigen, selbstgerechten

Menschen voller Freundlichkeit und Mitgefühl. Er lebt uns hier genau das Prinzip vor, das er gleich mit einem Gleichnis illustrieren wird. Es ist die Regel, die er lehrte und nach der er lebte: „Liebt eure Feinde, segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch hassen, und bittet für die, welche euch beleidigen und verfolgen“ (Matthäus 5,44; Schlachter).

Und obwohl dieser Schriftgelehrte dem Versuch Jesu, ihm die Wahrheit vor Augen zu halten, kurzerhand eine Absage erteilt hatte und obwohl dieser Mensch nur ein Ziel verfolgte – sich selbst groß zu machen und Jesus zu erniedrigen –, begegnete dieser ihm mit geduldiger, liebevoller Freundlichkeit. Er gab ihm nicht die barsche Antwort, die er verdient hatte.

Stattdessen erzählte Jesus ihm eine Geschichte. Eines seiner ergreifendsten, kraftvollsten Gleichnisse. Es hätte sicher genügt, um den Stolz eines jeden sensiblen Wahrheitssuchers zu zerbrechen. Es ist eine niederschmetternde Geschichte, die die Zuhörer zur Umkehr bewegen kann. Hier haben wir es nicht mit einer einfachen Lektion über Anstandsregeln zu tun oder einem Ratgeber, wie man den weniger Glücklichen helfen kann (obwohl man aus ihr sicherlich auch einiges über Nächstenliebe und gute Manieren lernen kann). Das Gleichnis ist auch keine Lektion für Kinder, die lernen sollen, dass sie ihr Spielzeug mit anderen teilen und nett zu der neuen Mitschülerin sein sollen. Nein, diese Geschichte wurde einem frommen Ungläubigen erzählt, einem selbstgerechten Menschen – in der Absicht, ihm seine eigene Sündhaftigkeit vor Augen zu führen und ihm klarzumachen, wie sehr er auf die Gnade Gottes angewiesen war.

Es war der Appell Jesu an eine verdamnte (aber zutiefst religiöse) Seele. Er ermahnte den Mann eindringlich dazu, aufzuwachen und zu erkennen, wie weit er tatsächlich von Gott entfernt war.

Eine freundliche Antwort mit einer kraftvollen Botschaft

Hier das Gleichnis vom barmherzigen Samariter:

Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem hinab nach Jericho und fiel unter die Räuber; die zogen ihn aus und schlugen ihn und machten sich davon und ließen ihn halb tot liegen. Es traf sich aber, dass ein Priester dieselbe Straße hinabzog; und als er ihn sah, ging er vorüber. Desgleichen auch ein Levit: Als er zu der Stelle kam und ihn sah, ging er vorüber. Ein Samariter aber, der auf der Reise war, kam dahin; und als er ihn sah, jammerte er ihn; und er ging zu ihm, goss Öl und Wein auf seine Wunden und verband sie ihm, hob ihn auf sein Tier und brachte ihn in eine Herberge und pflegte ihn. Am nächsten Tag zog er zwei Silbergroschen heraus, gab sie dem Wirt und sprach: Pflege ihn; und wenn du mehr aus gibst, will ich dir's bezahlen, wenn ich wiederkomme. Lukas 10,30–35

Um es noch einmal zu wiederholen: Schon allein die Tatsache, dass Jesus diesem Mann weiterhin antwortete, war ein Akt der Gnade. Es war einfach schrecklich, wie der Mann versuchte, Jesus bloßzustellen. Religiöse Führungspersönlichkeiten versuchten das bei Jesus oft, aber es gelang ihnen nie. Dass er in der Lage war, all ihre schwierigen Fragen zu beantworten, machte sie nur noch wütender. Aber so sehr sie es auch versuchten, sie konnten ihn nicht provozieren.

In dieser Situation fällt besonders auf, wie warmherzig, liebevoll, barmherzig und besonnen Jesus reagierte. Der Mann legte es darauf an, Jesus zu einer schroffen Antwort zu verleiten, die er dann sicher zum Anlass für eine hitzige Debatte genommen hätte. Aber manchmal „[zerbricht] eine sanfte Zunge ... Knochen“ (Sprüche 25,15; Schlachter), und genau das geschieht hier.

Jesus erzählt diese Geschichte nicht so, als handle es sich um einen Tatsachenbericht. Es ist ein Gleichnis, eine erdachte Erzählung, um auf unvergessliche Weise die Botschaft zu vermitteln, die er dem Gesetzeslehrer begreiflich machen wollte – und auch uns. Wie bei den meisten seiner Geschichten und Gleichnisse geht es Jesus um einen einzigen zentralen Gedanken. Die Geschichte enthält zahlreiche Details und ist in vieler Hinsicht lehrreich, aber worauf es hier ankommt, ist die zentrale Lektion, und auf die müssen wir unser Augenmerk richten.

Die gefährliche Straße und der Überfall

Die Geschichte beginnt mit einer Reise auf einer sehr gefährlichen Straße. Es ist die Straße „von Jerusalem hinab nach Jericho“ (Lukas 10,30). Diese Straße gibt es tatsächlich. Ich bin sie selbst auch schon entlanggefahren. Israelbesucher können immer noch dieselbe Route benutzen, die von Reisenden zur Zeit Jesu benutzt wurde. Der Höhenunterschied zwischen Jerusalem und Jericho beträgt etwa 1 200 Meter, und die gewundene Straße führt die ganze Zeit abwärts durch kahles, bergiges und sehr raues Gelände. An manchen Stellen geht es direkt neben der Straße hundert Meter steil bergab. Ein großer Teil der Strecke ist von Höhlen und massiven Felsblöcken umsäumt, die Räubern ideale Verstecke bieten. Es ist immer noch eine gefährliche Straße.

In der Geschichte, die Jesus erzählt, passiert genau das, was zu erwarten war: Ein Mann, der allein auf dieser Straße unterwegs war, wurde von einer Bande von Räubern überfallen – und zwar von besonders brutalen. Sie beraubten ihn nicht nur, sie stahlen ihm auch seine Kleidung. Sie nahmen ihm nicht nur seinen Geldbeutel mit seinem Bargeld, sie nahmen alles, was er hatte. Dann schlugen sie

ihn brutal zusammen und ließen ihn halb tot liegen. Wir würden heute sagen, er befand sich in einem lebensbedrohlichen Zustand, ein sterbender Mann auf einer Wüstenstraße.

Manchmal war diese Straße sehr belebt, zum Beispiel, wenn Pilgerscharen zu Festen nach Jerusalem reisten oder von dort zurückkehrten. Aber zu anderen Jahreszeiten – vor allem während der größten Sommerhitze oder in den stürmischen, kalten Wintermonaten – war auf dieser Straße manchmal sehr wenig Verkehr. An dieser Strecke standen keine Wohnhäuser und nur wenige Herbergen. Es war eine unwirtliche Gegend – vor allem für jemanden, der allein war und sich in einer Notlage befand. Es konnte lange dauern, bis Hilfe kam – wenn überhaupt welche kam. Es gab keine Garantie, dass jemand ihn finden oder ihm helfen würde.

Der Priester und der Levit

An diesem dramatischen Punkt der Geschichte lässt Jesus einen Hoffnungsfunken aufglimmen: „Es traf sich aber, dass ein Priester dieselbe Straße hinabzog“ (Lukas 10,31). Das scheint auf den ersten Blick eine großartige Nachricht zu sein. Hier kommt ein Diener Gottes, jemand, der für das Volk im Tempel Opfer bringt, ein frommer Mann, der ein Paradebeispiel an Mitgefühl sein sollte (Hebräer 5,2). Er repräsentiert die Crème de la Crème der Menschheit. Ein Priester war ja wohl derjenige, der sich mit dem mosaischen Gesetz am besten auskannte. Er würde wissen, dass in 3. Mose 19,18 steht: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ Er sollte auch wissen, dass die Verse 33 und 34 desselben Kapitels das Prinzip der Nächstenliebe ausdrücklich auf Fremde ausdehnen: „Wenn ein Fremdling bei euch wohnt in eurem Lande, den sollt ihr nicht bedrücken. Er soll bei euch wohnen wie ein Einheimischer unter

euch, und du sollst ihn lieben wie dich selbst.“ Ein Priester würde auch Micha 6,8 kennen:

Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der Herr von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott.

Ihm wäre völlig bewusst, dass in der Bibel steht: „Wer seine Ohren verstopft vor dem Schreien des Armen, der wird einst auch rufen und nicht erhört werden“ (Sprüche 21,13). Das Prinzip, das in Jakobus 2,13 ausdrücklich formuliert wird, galt auch schon im Alten Testament: „Denn im Gericht gibt es kein Erbarmen mit dem, der selbst kein Erbarmen kannte“ (Neue Genfer Übersetzung).

Der Priester war sicher ebenfalls mit 2. Mose 23,4–5 vertraut: „Wenn du dem Rind oder Esel deines Feindes begegnest, die sich verirrt haben, so sollst du sie ihm wieder zuführen. Wenn du den Esel deines Widersachers unter seiner Last liegen siehst, so lass ihn ja nicht im Stich, sondern hilf mit ihm zusammen dem Tiere auf.“ Wenn also jemand den Esel seines Feindes in einem Graben liegen sah, war er verpflichtet, den Esel zu retten, richtig? Vor diesem Hintergrund hatte er natürlich eine noch größere Verpflichtung, einem Menschen zu helfen, der sich in einer lebensbedrohlichen Situation befand.

Aber dieser Hoffnungsfunken war schnell erloschen. Als der Priester den verletzten Mann sah, „ging er auf der anderen Seite vorüber“ (Lukas 10,31; Schlachter). Der griechische Text verwendet hier ein Verb, das in der Bibel nur zweimal vorkommt, nämlich in diesem Vers und dem nächsten: *antiparērchomai*. Die Vorsilbe *anti* heißt natürlich „entgegengesetzt“. Es ist ein aktives Verb und bedeutet, dass der Priester bewusst auf die andere Straßenseite hinüberwechselte. Er machte einen Bogen um den verletzten

Reisenden und ließ den hilfsbedürftigen Mann absichtlich „links liegen“.

Der Priester hatte offensichtlich kein Mitleid mit Menschen in großer Not. Sein Verhalten lässt keinen anderen Schluss zu. Jesus stellt die Frage des Schriftgelehrten auf den Kopf. Die Frage, die dieser gestellt hatte, lautete: „Wer ist mein Nächster?“ Aber das war nicht die richtige Frage. Jesus zeigte ihm durch dieses Gleichnis, dass echtes Mitgefühl nicht engherzig ist. Es fragt nicht danach, welche Kriterien Leidende erfüllen müssen, um Hilfe zu verdienen. Die Pflichten, die das zweite wichtige Gebot beinhaltet, werden nicht anhand der Frage definiert, wer unser Nächster ist. Das Gegenteil ist der Fall: Wahre Liebe drängt uns dazu, auch Fremden und Ausländern mit Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft zu begegnen. Die volle Bedeutung des zweiten wichtigen Gebotes beinhaltet das Prinzip, das Jesus an anderer Stelle nachdrücklich betont: *Wir sollen auch unsere Feinde lieben* (Matthäus 5,44). Sie sind ebenfalls unsere Nächsten, und darum sind wir dazu verpflichtet, sie zu segnen, ihnen Gutes zu tun und für sie zu beten.

Dass Jesus in diesem Gleichnis einen hartherzigen Priester erwähnt, bedeutet nicht notwendigerweise, dass er damit die gesamte Priesterschaft unter Generalanklage stellt. Es war natürlich wirklich so, dass viele Priester und andere religiöse Führer zur Zeit Jesu wenig Mitgefühl besaßen. Aber darum geht es hier nicht. Dieser Priester steht für jeden Menschen, der sehr gute Bibelkenntnisse besitzt und hervorragend mit dem Gesetz vertraut ist und von dem man daher erwarten würde, dass er hilft. Aber er tut es nicht.

Der nächste Vers berichtet von einem Leviten. Natürlich gehörten alle Priester zum Stamm Levi. Um es genauer zu sagen: Diejenigen, die als Priester dienten, waren Nachkommen Aarons (eines der Söhne von Levi). Der Ausdruck „Levit“ bezog sich daher auf Nachkommen Levis, die nicht von Aaron, sondern von seinen anderen

Söhnen abstammten. Sie spielten im Tempel untergeordnete Rollen. Manche waren als Gehilfen der Priester tätig, manche gehörten zur Tempelpolizei und andere waren hinter den Kulissen mit der Instandhaltung des Tempels und verschiedenen anderen Aufgaben betraut. Aber ihr Leben stand im Dienst Gottes, darum erwartete man von ihnen (ebenso wie von den Priestern), dass sie sich gut mit den Heiligen Schriften auskannten.

Dennoch tat dieser Levit, als er an die Stelle kam, an der der verwundete Mann lag, dasselbe, was der Priester getan hatte. Sobald er das hilflose Opfer dort liegen sah, wechselte er auf die andere Straßenseite. Wir sehen hier einen weiteren Mann, der keinerlei Mitgefühl besaß und jegliche Barmherzigkeit vermissen ließ.

An anderer Stelle hatte Jesus gebetet: „Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, weil du dies den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen offenbart. Ja, Vater, so hat es dir wohlgefallen“ (Lukas 10,21). Diese beiden religiösen Gestalten in dem Gleichnis, ein Priester und ein Levit, verkörperten das, was Jesus mit den „Weisen und Klugen“ meinte. Sie repräsentierten die gebildetsten und anerkanntesten religiösen Würdenträger. Aber sie kannten Gott nicht wirklich.

Keiner von ihnen erfüllte die Voraussetzungen, um Bürger von Gottes Reich zu werden. Sie waren „Kinder des Ungehorsams“; Gottes Zorn würde sie treffen (Epheser 2,2; Epheser 5,6; Kolosser 3,6). Sie liebten Gott nicht wirklich, denn wer Gott liebt, hält seine Gebote. Sie liebten auch ihre Mitmenschen nicht. Als sie nämlich jemandem begegneten, der sich in einer großen Notlage befand, und eine Möglichkeit gehabt hätten, ihre Liebe unter Beweis zu stellen, verweigerten sie ihre Hilfe. Sie sind treffende Beispiele für religiöse Heuchler, die die formellen Vorschriften des Gesetzes erfüllen und sogar den Dienst im Tempel zu ihrem Lebensinhalt gemacht haben, denen jedoch wahre Güte und Mitmenschlichkeit fehlen.

Manchmal erzählen die Leute die Geschichte vom barmherzigen Samariter, verweisen darauf, dass der Priester und der Levit sich schrecklich unmenschlich verhalten haben, und schlagen ihre Bibel dann mit dem Gefühl moralischer Überlegenheit zu.

Aber wenn man das tut, hat man nicht begriffen, worum es Jesus geht.

Es ist natürlich richtig, die herzlose Gleichgültigkeit dieser beiden Männer zu verurteilen und ihr völliges Desinteresse zu brandmarken. Aber indem wir dies tun, verurteilen wir auch uns selbst. Ihre Einstellung entspricht genau dem, was wir auch heute immer wieder beobachten können und auch in unserem eigenen Herzen wiederfinden. Wir denken: *Ich will mich lieber nicht einmischen. Wer weiß, was dieser Mann oder die Leute, die ihn zusammengeschlagen haben, mir antun könnten?* Ohne dadurch in irgendeiner Form die hartherzige Untätigkeit, die Jesus verurteilte, zu rechtfertigen, müssen wir doch zugeben: Auch wir begegnen Menschen, die sich in großer Not befinden, allzu oft mit ähnlicher Blindheit, Gefühllosigkeit und Gleichgültigkeit. Selbst wenn wir uns nicht jedes Mal abwenden, wenn wir jemanden sehen, der in Not ist, gelingt es uns doch nicht, die Forderung des Gesetzes nach selbstloser Nächstenliebe und Hilfsbereitschaft vollkommen zu erfüllen.

Jesus vermittelt uns diese Botschaft ziemlich deutlich, indem er uns den barmherzigen Samariter präsentiert.

Juden und Samariter

Dass Jesus den Samariter ins Spiel bringt, ist eine unerwartete Wendung. Der Samariter war ebenso wie der Mann, der zusammengeschlagen und ausgeraubt wurde, allein unterwegs. Einige Zeit nachdem der Priester und der Levit vorübergekommen waren, betrat

der Samariter den Schauplatz des Geschehens. Im Gegensatz zu den beiden hauptberuflichen Frommen „hatte er Erbarmen“, als er den blutüberströmten Körper des armen Reisenden sah (Lukas 10,33; Schlachter).

Das Opfer des Raubüberfalls war ein Jude. Das war den Zuhörern Jesu völlig klar, denn die Geschichte spielt in Israel, auf einer Wüstenstraße, die nach Jerusalem führt. Heiden waren selten dort unterwegs und Samariter erst recht nicht. Nach Meinung der Zuhörer Jesu war ein Samariter vermutlich der unwahrscheinlichste Beistand, mit dem ein jüdischer Reisender, der in Not geraten war, hätte rechnen können. Zum einen mieden Samariter diese Straße gewissenhaft. Ein Samariter wäre dort nur dann unterwegs gewesen, wenn ihn ein dringender Notfall dazu gezwungen hätte. Aber darüber hinaus verachteten die Juden die Samariter und umgekehrt war es dasselbe.

Eine erbitterte Feindschaft verband die beiden Völker seit Jahrhunderten. Jüdische Reisende, die nach Galiläa wollten, benutzten die Straße von Jerusalem nach Jericho eben deshalb, weil sie Samarien umgehen wollten. Diese Straße führte nämlich nicht direkt nach Norden in Richtung Galiläa, sondern nach Osten in Richtung Peräa auf der anderen Seite des Jordans. Es war der indirekte Weg nach Galiläa, länger und beschwerlicher – aber so konnte man einen Bogen um Samarien machen.

Die Juden hielten die Samariter in ethnischer und religiöser Hinsicht für unrein – und die Samariter hatten für ihre jüdischen Verwandten nur Groll und Verachtung übrig. Die Samariter waren Nachkommen von Israeliten, die sich mit Heiden vermischt hatten, nachdem die Assyrer den größten Teil der Bevölkerung des Nordreiches Israel im Jahr 722 v. Chr. zwangsdeportiert hatte (2. Könige 17,6). Als die Assyrer das Nordreich Israel eroberten, verschleppten sie einen Großteil der Bevölkerung ins Exil und besiedelten das

Land mit Zwangsumsiedlern aus anderen heidnischen Völkern. „Anstelle der weggeführten Israeliten siedelte der König von Assyrien Fremde in Samarien an. Er ließ Leute aus den Städten Babylon, Kuta, Awa, Hamat und Sefarwajim kommen; die nahmen das Land in Besitz und wohnten in seinen Städten. Anfangs ehrten sie den Herrn nicht und brachten ihm keine Opfer“ (2. Könige 17,24; Gute Nachricht).

Ein paar vereinzelte Israeliten blieben oder kehrten nach der Deportation ihrer Landsleute zurück und diese Versprengten vermischten sich mit den heidnischen Siedlern. Sie behielten einige der Traditionen bei, die in den alttestamentlichen Lehren wurzelten, aber sie übernahmen auch zahlreiche heidnische Glaubenspraktiken, sodass der Gottesdienst der Samariter sich letztlich stark sowohl von der jüdischen als auch von der heidnischen Gottesdienstpraxis unterschied. Es war eine Mischreligion – die alttestamentliche Entsprechung zu den heutigen „quasichristlichen“ Sekten, die nur scheinbar auf dem Boden des Evangeliums stehen. Natürlich hielten gläubige Juden die Samariter deshalb für verdorbene, unreine Menschen, die sich vom Gott der Heiligen Schriften abgewandt hatten.

Zur Zeit von Esra kehrten die Juden aus dem Südreich langsam aus der babylonischen Gefangenschaft zurück. Als sie mit dem Wiederaufbau des Tempels in Jerusalem begannen, boten die Samariter ihre Hilfe an. Die Juden konnten ihre Verachtung für den Synkretismus der Samariter nicht verbergen und lehnten ab. Daher bemühten sich die Samariter, das Projekt zu sabotieren (Esra 4,1–5). Einige Jahre darauf versuchten sie dann auch, angestiftet von Sanballat, den Wiederaufbau der Stadtmauer zu behindern (Nehemia 4,2). Von dieser Zeit an herrschte zwischen Juden und Samaritern jahrhundertlang eine erbitterte Feindschaft.

Die Juden hielten die Samariter für ein abtrünniges Volk, das sein geistliches Erstgeburtsrecht verkauft hatte. Die Samariter hatten

sich schließlich aktiv an der Verunreinigung des Landes beteiligt; sie hatten die Blutlinie beschmutzt und sich des Götzendienstes schuldig gemacht. Was die Juden anging, war die bloße Existenz der Samariter eine schlechte Frucht, die auf die „Sünden Jerobeams“ zurückzuführen war (1. Könige 14,16; 2. Könige 17,22). Ebenso wie Jerobeam bauten sich die Samariter schließlich einen eigenen Tempel, in dem falsche Priester Opfer darbrachten, die nicht den Geboten Gottes entsprachen. In den Augen der Juden waren sie schlimmer als „richtige“ Heiden, weil sie ihre Religion auf so raffinierte, subtile Weise verunreinigt hatten.

Der Hass der Samariter auf die Juden war mindestens ebenso groß. Etwa 130 Jahre vor Christus besiegte Johannes Hyrkanos, ein jüdischer König aus der Dynastie der Hasmonäer (Makkabäer), das Volk der Samariter. Die Juden zerstörten den samaritischen Tempel auf dem Berg Garizim. Und obwohl der Tempel nie wiederaufgebaut wurde, beharrten die Samariter darauf, dass der Berg Garizim der einzige legitime Ort der Anbetung war (Johannes 4,20). Heute gibt es weniger als tausend Samariter, aber sie beten Gott immer noch auf dem Garizim an.

Zur Zeit Jesu war die Feindschaft zwischen Juden und Samaritern besonders erbittert. Wie sehr die Juden ihre missratenen Verwandten verachteten, sieht man nicht nur daran, dass sie es vermieden, durch Samarien zu reisen, sondern vielleicht noch mehr daran, wie sie über die Samariter sprachen. Bei einer Gelegenheit schleuderten einige gereizte jüdische Führer, die eine öffentliche Debatte mit Jesus verloren hatten, aber dennoch verzweifelt versuchten, ihn in Misskredit zu bringen, ihm die schlimmste Beleidigung entgegen, die sie sich vorstellen konnten: „Sagen wir nicht mit Recht, dass du ein Samariter bist und einen bösen Geist hast?“ (Johannes 8,48).

Im Gleichnis haben wir es also mit einem Samariter zu tun, den der typische jüdische Schriftgelehrte für einen Todfeind des

verletzten Reisenden halten würde. Wenn der Priester und der Levit ihn links liegen gelassen haben, was wird dann erst dieser Samariter tun, wenn er mitten im Nirgendwo auf einen hilflosen Juden trifft? Ihn töten und seinen Leichnam ausrauben?

Weit gefehlt. „Als er den Verletzten sah, hatte er Mitleid mit ihm“ (Lukas 10,33; Hoffnung für alle).

Was versuchte Jesus, hier zu sagen? Er ließ sich nicht auf das Spielchen dieses Schriftgelehrten ein und beantwortete seine scheinheilige Frage mit einer Gegenfrage. Er hielt ihm durch seine Geschichte einen Spiegel vor und machte ihm unmissverständlich klar, dass ihre Stellung als religiöse Führer den Priester und den Leviten *nicht im Geringsten* für das Reich Gottes qualifizierten. „Wirkliche Frömmigkeit, mit der man Gott, dem Vater, dient“ (Jakobus 1,27; Hoffnung für alle), hat nichts mit Erstgeburtsrechten und Stammbäumen, Ritualen oder auswendig gelernten Glaubensbekenntnissen zu tun. Echte Frömmigkeit ist etwas völlig anderes.

Wie der Samariter liebte

Jetzt betrat also der Samariter den Schauplatz des Geschehens, und damit sind wir beim wesentlichen Punkt angelangt: Achten Sie darauf, *wie* dieser Mann liebt. „Als er ihn sah ...“ (Lukas 10,33). Das ist noch nichts Besonderes. Der Priester und der Levit kamen ebenfalls an diesen Punkt; sie begegneten dem Überfallenen allerdings nicht mit Liebe. Dieser Mann aber, ein Ketzer und Ausgestoßener, „hatte ... Erbarmen“ (Schlachter). Die Notlage dieses Verletzten ließ ihn nicht unberührt – sie machte ihn traurig und erregte sein tiefes Mitgefühl. Er sah, wie dringend dieser Mann Hilfe brauchte, und war sofort bereit, sich seiner anzunehmen. *Er trug die Last des Verletzten, als sei es seine eigene*. „Und er ging zu ihm“ (Vers 34). Er

tat genau das Gegenteil von dem, was der Priester und der Levit getan hatten. „Er ... goss Öl und Wein auf seine Wunden und verband sie ihm.“ Erinnern Sie sich daran, dass die Räuber dem Verletzten alles genommen hatten, was er besaß. Also stammte das gesamte Verbandsmaterial, das der Samariter benutzte, aus seinen eigenen Taschen oder von seiner eigenen Kleidung. Der Wein diente als Desinfektionsmittel und das Öl als schmerzstillender Balsam. Auf diese Weise ließen sich die Wunden reinigen und versiegeln, sodass sie sich nicht entzündeten. Das Öl diente auch dazu, die Haut zu beruhigen und das Gewebe geschmeidig zu halten. (Olivenöl war damals das Hauptpflegemittel in der Medizin und brachte schnelle Erleichterung bei akuten Schmerzen durch Abschürfungen und blutende Wunden.)

Woher kamen das Öl und der Wein? Reisende, die lange unterwegs waren, hatten Öl zum Kochen und Wein zum Trinken bei sich (das Wasser, das sie unterwegs fanden, war oft nicht sauber). Der Samariter benutzte also seine eigenen Vorräte. Die Formulierungen, die Jesus wählte, lassen darauf schließen, dass er mit seinem Öl und Wein nicht geizte. Er benutzte keine Pipette und betupfte die verletzten Stellen nicht oberflächlich. Er wusch die Wunden des Mannes gründlich. Jesus stellt die Großzügigkeit, mit der der Samariter seine Mittel einsetzte, deutlich heraus.

Dann fuhr Jesus fort: „Er ... hob ihn auf sein eigenes Tier“ – wahrscheinlich einen Esel oder ein Maultier (Vers 34; Schlachter). Es ist das „eigene Tier“ *des Samariters*. Also ging der Samariter zu Fuß und der Verletzte ritt. Was Jesus verdeutlicht, ist, dass es sich hier nicht um eine Art „Minimalfürsorge“ handelt; der Samariter brachte ein außergewöhnliches Opfer für jemanden, den er noch nicht einmal kannte. Er „brachte ihn in eine Herberge und pflegte ihn“ (Vers 37). Er ließ ihn dort nicht allein; der Samariter blieb bei dem verletzten Reisenden. Er mietete ein Zimmer, brachte den

Mann dort unter und kümmerte sich um ihn, damit er wieder zu Kräften kam. Er behandelte weiter seine Wunden, gab ihm zu essen und zu trinken, tröstete ihn, sorgte dafür, dass er schlafen konnte, und tat, was immer sonst noch erforderlich war. Er blieb wohl auch die Nacht über bei ihm, denn in Vers 35 steht: „*Am nächsten Tag* zog er zwei Silber Groschen heraus, gab sie dem Wirt und sprach: Pflege ihn; und wenn du mehr aus gibst, will ich dir's bezahlen, wenn ich wiederkomme“ (Hervorhebung des Autors).

Zwei Silber Groschen entsprachen zwei vollen Tageslöhnen – und nach dem, was wir über die damaligen Preise wissen, genügte das für zwei ganze Monate Unterkunft und Verpflegung in einer Herberge wie dieser. Dies war ein weiteres bemerkenswertes Opfer, wenn man bedenkt, dass die beiden Männer einander völlig fremd waren und dass die meisten damals wohl gesagt hätten, dass sie Feinde waren. Dennoch stellte der Samariter seine eigene Kleidung, seine Vorräte, seine Zeit, seine Nachtruhe und sogar eine beträchtliche Geldsumme zur Verfügung. Er versprach, sogar noch mehr zu bezahlen, wenn es nötig wäre. Manch einer hätte ihn vielleicht für naiv gehalten, weil man dieses Angebot hätte ausnutzen können, aber das war ihm in dem Moment egal; die Not seines Nächsten war ihm wichtiger. Darum stellte er dem Wirt einen Blankoscheck zugunsten des Verletzten aus.

Der Samariter hatte den anderen Mann nie zuvor gesehen. Er wusste auch nicht, wie der Reisende in die bedrohliche Situation geraten war, in der er ihn vorfand, und in der Geschichte Jesu verschwendete er keinen Augenblick damit, irgendwelche Nachforschungen anzustellen oder den Verletzten ins Kreuzverhör zu nehmen. Sein Herz war so von Liebe erfüllt, dass er, als er jemandem begegnete, der in tiefer Not war, sofort alles in seiner Macht Stehende tat, um dem Bedürftigen zu helfen. Er stellte keine Fragen und zögerte keine Sekunde.

Mit anderen Worten: Der Samariter hielt sich nicht mit der Frage auf, die der Schriftgelehrte gestellt hatte: „Und wer ist mein Nächster?“ Die wesentlich wichtigere Frage lautet: „Wessen Nächster *bin ich*?“ Und die Antwort lautet: der von jedem, der in Not ist.

Aber lassen Sie uns ehrlich zu uns selbst sein. Wenn wir mit einer Situation wie dieser konfrontiert würden, würden die meisten von uns wahrscheinlich denken, dass die Großzügigkeit des Samariters gegenüber diesem Fremden übertrieben war. Haben Sie jemals alles stehen und liegen gelassen, um einem völlig Fremden zu helfen, der sich in einer verzweifelten Lage befand? Oder haben Sie so etwas gar für jemanden getan, der Ihr Feind war? Haben Sie in Kauf genommen, sich die Hände schmutzig zu machen, um ihm bei allen seinen Problemen zu helfen? Sind Sie allein für alles aufgekommen, was er brauchte – haben Sie seine Wunden versorgt, ihm zu essen gegeben, ihm eine ganze Nacht lang in seinen Schmerzen beigestanden, seine Rechnungen bezahlt und dafür gesorgt, dass er mehrere Wochen lang Unterkunft, Verpflegung und medizinische Betreuung hatte – und haben Sie ihm dann einen Blankoscheck ausgestellt, indem Sie sich dazu verpflichtet haben, für alles zu bezahlen, was er in der Zwischenzeit brauchen würde?

Nein?

Grenzenlose Liebe

Es *gibt* tatsächlich jemanden, für den Sie all diese Dinge getan haben: Sie selbst. So kümmern wir uns doch um unsere eigenen Bedürfnisse, oder? *Gib mir, was immer ich brauche. Hol den besten Arzt. Bring mich in das beste Krankenhaus. Sorge für die beste Versorgung, die du für mich bekommen kannst. Kümmere dich um mich, solange ich es brauche. Verwöhn mich. Lass es mir an nichts fehlen.*

Wenn es um ein Familienmitglied oder einen sehr guten Freund geht, sind wir möglicherweise bereit, wirklich viel zu investieren. Aber würden wir das für einen völlig Fremden tun – und noch dazu für einen Feind?

Zweifellos haben Sie irgendwann in Ihrem Leben einmal etwas richtig Großzügiges getan. Aber begegnen Sie fremden Menschen wirklich die ganze Zeit mit so viel Nächstenliebe?

Natürlich nicht. Jesus beschreibt eine außergewöhnliche Liebe, die keine Grenzen kennt. Halten Sie sich vor Augen, dass dies auch eine verkappte Antwort auf die ursprüngliche Frage des Schriftgelehrten ist: „Was muss ich tun, dass ich das ewige Leben ererbe?“ (Lukas 10,25). Die Antwort lautet:

Was steht denn darüber im Gesetz Gottes?

„Liebe ... deinen Nächsten wie dich selbst“ (Vers 27).

„Du hast recht geantwortet; tu das, so wirst du leben“ (Vers 28).

Jesus erzählte das Gleichnis vom barmherzigen Samariter, um zu zeigen, welch einen unerreichbar hohen Maßstab das Gesetz an uns anlegt. Und er entlarvt damit nicht nur den Schriftgelehrten, sondern uns alle. Wenn wir unsere Mitmenschen wirklich jederzeit so liebten, wie wir uns selbst lieben und wie wir für uns selbst sorgen, dann käme uns die Großzügigkeit des Samariters nicht so bemerkenswert vor.

Welche Falle der Schriftgelehrte Jesus mit seiner Frage auch immer stellen wollte – das Gleichnis nahm ihm den Wind aus den Segeln. Am Ende der Geschichte drehte Jesus die Frage einfach herum und forderte ihn heraus: „Wer von diesen dreien, meinst du, ist der Nächste gewesen dem, der unter die Räuber gefallen war?“ (Vers 36).

Da er noch unmittelbar unter dem Eindruck dieses gewaltigen Gleichnisses stand, blieb dem Gesetzeslehrer nichts anderes übrig, als zu antworten: „Natürlich der Mann, der ihm geholfen hat“ (Vers 37; Hoffnung für alle).